Herrenloses Gut.

Roman von **Marie Bernhard.**

(25. Fortsetzung.)

„Nun laß doch all die Redensarten, du höfliches Thierchen du!“ rief Cotta belustigt. „Der Cilly gegenüber darfst dich nimmer so strapeziren, die ist das gewöhnt an mir — gelt, Cilly? Wer wird denn die G'schicht' so feierlich nehmen? Die Hauptsach' ist doch: ich hab' eben arbeiten können!“ Ohne weiteres zog er Alwine Erdmanns Arm durch den seinigen. „Kommen Sie, Beschützerin meiner Jugend, Sie sollen unsere Behausung ansehen, sind ja heute zum erstenmal in unseren vier Wänden! Was ihnen etwa noch fehlt, das denken Sie sich gefälligst einstweilen dazu — wenn Sie uns später mal in Rom besuchen, soll die Sach' schon anders herausschauen — was, Mausi?“

Er zupfte Hanna neckend am Ohr und trat dann, seine alte Freundin am Arm, von den beiden Damen gefolgt, den Rundgang durch die Wohnung an.

Im Speisezimmer waren auf einem kleinen Tisch ein paar Karaffen mit hellfarbigem und dunklem Wein aufgestellt, daneben zierliche Schüsseln mit allerlei süßen und pikanten Dingen.

„Zulangen, meine Damen, immer zulangen und nicht auf's Bitten warten; ich hab' rechtschaffenen Hunger, nach allem Tonkneten!“

Der Professor war in munterster Laune, er goß seinen Damen die Gläser voll, animirte zum Austrinken, legte seiner Frau eigenhändig Hummersalat auf den Teller und schnitt ihr ein Weißbrödchen zurecht.

„Ich muß sie bissel bedienen und füttern, die Mausi!“ bemerkte er lächelnd. „Sie sorgt immer für andere, denkt nie an sich, ißt sich kaum halb satt. Hast du denn gesehen, Hanna-Weiberl, die wunderbaren Rosen hat die Cilly für dich gebracht — so, komm daher, wollen dich schön machen. Drei gehören hier links in den Gürtel, und zwei gehören hier oben rechts her — so.“ Er bog sich ein wenig zurück und musterte das liebreizende Bild der erröthenden jungen Frau in dem malerischen Gewande, mit den köstlichen Rosen geschmückt, beifälligen und liebevollen Blicks. Das Bewußtsein, heute mit Eifer und Erfolg bei der Arbeit gewesen zu sein, der perlende Wein, die Gäste, Hannas Anblick — alles zusammen hatte ihn in die gehobenste Stimmung versetzt.

Ist sie nicht süß in dem Irisg'wanderl, meine Frau? wandte er sich lächelnd an seine beiden Freundinnen. „Und ich sag' Ihnen, Cilly, sie sitzt musterhaft, versteht meine Intentionen, gibt ihnen nach — mindestens so gut wie Sie. Ja, ja, werd' du nur roth ... komm, laß dich küssen — ach, Unsinn! Zwei so alte Freundinnen, wie die Cilly und die Frau Alwine, alle beide wissen sie, wie's thut, und alle beid' wissen sie auch, daß es Pflicht für junge Eheleute ist, einander zu küssen.“

Mit rascher, leichter Hand bog er Hannas widerstrebendes Köpfchen hintenüber und preßte seine Lippen auf die ihrigen, in seinem lachenden Trotz länger und demonstrativer, als er es wohl ursprünglich beabsichtigt hatte.

„So, das ha wohlgethan! Und jetzt Loch die Gläser! Was wir lieben!“

Die drei Frauen thaten ihm Bescheid, jede auf ihre Weise ... Hanna halb erschreckt, halb beglückt durch sein Lob, seine Zärtlichkeit — Alwine Erdmann voll mütterlichen Wohlwollens, voll Wehmuth auch, da sie einer andern gedachte, der einst dieses Mannes Liebe gehört hatte, und die nun seit langen Jahren schon den Todesschlaf schlief — die Gräfin mit unstet flackernden Augen — die kaum emporgekeimte Saat eines schlimmen Entschlusses in ihrer Seele jählings zur Reife gebracht!

20.

In Alwine Erdmanns Wohnung sah es sehr aufgeräumt und festlich aus. Frische Gardinen im besten Zimmer aufgesteckt, eine neue Sammtdecke auf dem runden Tisch, darauf auserlesene Erdbeeren und frühe Kirschen in einem Körbchen; die Möbel blitzblank von neuer Politur und überall Blumen: Syringen, weiße und blaue, Maiglöckchen, Narzissen, Goldregen und was sonst noch der Frühling hergab — der schöne, duftende, verschwenderische Frühling!

Schufterle wurde ermahnt, sehr brav zu sein, sich bescheiden zu betragen und sein frischgekämmtes gekräuseltes Fell nicht wieder gleich durch Rollen auf dem Teppich und planloses Umhertoben in garstige schwerze Zotteln zu verwandeln. Eine leuchtend rothe Seidenschleife schmückte Schufterles Halsband, sie genirte ihn augenscheinlich sehr, aber die Gebieterin kannte kein Erbarmen ... heute mußte alles bei ihr ersten Ranges sein! Das war keine Kleinigkeit! Alle Tage erwartete man nicht eine Gräfin als Besuch.

„Was denkst denn, Schufterle,“ begann Frau Alwine eines ihrer Selbstgespräche, während sie an der Tischdecke zupfte und an dem Fruchtkörbchen rückte, „wir wollen doch Ehre einlegen, wir beide, wenn eine Gräfin, noch dazu eine vom ältesten polnischen Adel, und die beste Freundin von meinem Professor, uns besuchen kommt. Eine richtige vornehme Dame — dabei nichts von Uebermuth oder Herablassung! Hat mir sehr gefallen! Muß früher mächtig schön gewesen sein! Und die Toilette! Paß du bloß auf, Schufterle, das knistert dir alles von Seide und blitzt von Brillanten. Aber die Hauptsache bleibt immer das Wesen, das Herz. Und sie hat eines, diese Gräfin ... warum würde sie sonst herkommen, mich alte Frau aufsuchen und sich von mir alte Erinnerungen auskramen lassen wollen? Und ich thu' das, thu' es herzlich gern, denn oft will es mir rein das Herz abdrücken, daß ich all das mit mir allein herumtragen muß, und hab' keine Seele, der ich davon erzählen kann. Ja, ja, Schufterle, du siehst mich an und wedelst mit deinem Endchen Schwanz. Du meinst, ich hab' doch dich, und ich bin dir auch gut, mein altes, liebes Thier! Schließlich aber bist du doch bloß eine Hundeseele, wenn auch eine sehr kluge ... und antworten kannst du mir kein Sterbenswort, und wenn ich hier bis morgen sitze und dir allerlei vorerzähle!“

Schufterle rümpfte unwillig die Nase und nieste. Dann hob er sich auf die Hinterbeine empor, legte die schwarzen Vorderpfoten auf das Knie seiner Herrin und schüttelte wie zur Abwehr den Kopf, daß der schwarze Behang der langen Ohren nur so tanzte.

„Hast du mich verstanden, mein Pudelchen? Es sieht beinahe so aus. Du bist ja auch mächtig klug, ich weiß, dir fehlt bloß das Reden, dann wärst du ein Mensch. In dir liegt soviel richtiges Gefühl, auf der Stelle weißt du, ob es einer mit uns beiden, mit mir und mit dir, ehrlich meint, und benimmst dich danach! Meine süße Hanna, die hast du gleich beim ersten Mal liebgewonnen, und mit dem Professor warst du auch sofort gut Freund. Mußt auch zur Frau Gräfin recht liebenswürdig sein — was?“

Räderrollen und Peitschenknallen machten Frau Alwinens Konversation mit dem vierbeinigen Gefährten ein rasches Ende. Vor dem kleinen Hause hielt ein eleganter Hotelwagen; die Gräfin, ganz in eine Wolke gelblicher Seide und Spitzen gehüllt, stieg langsam aus, von den auf der Straße umherspielenden Kindern wie ein Wunder angestarrt.

Es dauerte eine Weile, bis der vornehme Gast ins Zimmer trat. Es war ein sehr heißer Frühlingstag, blaugraues Gewölk baute sich am Himmel auf, die Sonne stach.

Die Gräfin sah erschöpft aus, die Augen lagen ihr tief in den Höhlen, die fahle Gesichtsfarbe war durch Puder und Karmin zu erkennen.

„Ich bin noch immer von meiner schweren Krankheit nicht ganz hergestellt,“ entgegnete die Dame auf Frau Alwinens theilnehmende Fragen, „zudem drückt die Hitze und die Gewitterluft auf meine Nerven — aber das thut nichts, ich kenne den Zustand hinlänglich genau. Wie hübsch und gemüthlich Sie es hier haben!“

„Ja — Hanna findet das auch! Die Einrichtung ist noch von meiner seligen Schwester, ich möchte da nichts rühren, ich muß ja dankbar sein, daß ich so gut und sorglos zu leben habe in meinen alten Tagen. Bitte, setzen sich Frau Gräfin nur hierher, da ist's am bequemsten. Ich darf doch ein paar Früchte anbieten?“

„Gern!“ Die Gräfin kam eben vom Mittagsmahl und hatte gar keinen Appetit, es kam ihr aber darauf an, ihre Gastgeberin bei guter Stimmung zu erhalten; sie war außerordentlich liebenswürdig und erklärte, so herrliche Erdbeeren hier in München bisher noch nicht gegessen zu haben.

„Einen Hund haben Sie auch? Das ist recht! Etwas Lebendes muß der einsame Mensch um sich haben. Ein hübscher Pudel! Und wie klug er aussieht!“

„Ist er auch, Frau Gräfin, ist er auch! Er hat ebenfalls der Schwester zum Eigenthum gehört, ich hab' ihn mit allem andern übernommen. Komm, Schufterle, sag' schön guten Tag!“

Aber Schufterle that das nicht. Er war weder durch Locken mit einem Stückchen Zucker, noch durch die Drohung, einen Klaps zu erhalten, zum Näherkommen zu bewegen, viel weniger noch dazu, zu „bitten“ oder eine Pfote zu geben. Dicht an Frau Alwinens Kleid gedrückt, zeigte er eine auffallende Reserve, zwinkerte unbehaglich mit den umzottelten Augen und ließ, als die schöne, von kostbaren Ringen funkelnde Hand der Gräfin ihn streichelte, ein bedrohliches Knurren hören.

„Ich weiß gar nicht, was heute in den Hund gefahren ist!“ rief Frau Erdmann bestürzt. „Eben habe ich ihn noch gelobt und seine Menschenkenntniß bewundert, und nun macht er meiner Erziehung solche Schande! Schäm' dich, Schufterle, marsch geh' fort, ich will nichts von dir wissen! Frau Gräfin hätten nur sehen sollen, wie er meiner Hanna geschmeichelt hat, gleich, wie sie das erste Mal bei mir war! Wie gebannt ist er auf sie, und vom Herrn Professor läßt er sich ganz geduldig an den Ohren zausen und macht seine besten Kunststücke für ihn!“

„Es hat ja nichts zu sagen! Strafen Sie ihn nicht! Haben Sie Herrn und Frau Professor Cotta“ — wie seltsam es der Gräfin erschien, von einer „Frau Professor Cotta“ reden zu müssen und welche Ueberwindung sie das jedesmal kostete! — „seitdem wir zuletzt dort zusammentrafen, wiedergesehen?“

„Einmal hab' ich zufällig meine Hanna auf der Straße getroffen. Sie war sehr eilig und wollte sich gerade in einen Wagen setzen, um zu ihrer Mutter — zu ihrer Pflegemutter, meine ich, Frau Piotrowsky — zu fahren, die bedenklich erkrankt war. Frau Gräfin werden das ja wissen, Sie sehen doch die Herrschaften sehr häufig, nicht wahr?“

„Beinahe alle Tage. Wir machen meistens Ausflüge zu Wagen miteinander — Professor Cotta behauptet, sie thäten mir so außerordentlich gut“ — ein eigenthümliches Lächeln erschien auf dem Antlitz der Gräfin — „Frau Piotrowsky ist sehr krank, man fürchtet für ihr Leben!“

„Ach,“ machte Frau Alwine erschreckt und mitleidig.

„Ich kenne sie gar nicht, habe sie nie gesehen! Ist sie eine sympathische Frau?“

„Eine sehr gute, liebe Dame, Frau Gräfin, soweit ich das nach unserem einmaligen Beisammensein beurtheilen kann ... aber eben kränklich und nervös, immer in Angst, Hannachen könnte irgend etwas entdecken ... davor zittert die arme Frau Piotrowsky geradezu, und es wär' ja auch schrecklich, ich weiß auch nicht, wie Hanna das ertragen sollte ...“

„Es erträgt sich vieles im Leben, was einem unüberwindlich dünkte!“ sagte die Gräfin mit besonderer Betonung.

„Das schon, Frau Gräfin — das schon! Aber ich sollte meinen, ein solches Schicksal — die Letzte zu sein einer so unglücklichen Familie — zum Tode bestimmt, wie alle andern, und nur gewissermaßen so vom Schicksal vergessen ... dazu Hannas Wesen ...“

Ein inneres Zittern überkam die Zuhörerin, sie brannte vor Neugier und Antheilnahme. Hundert Fragen lagen ihr auf der Zunge, aber es galt, vorsichtig zu sein, in der harmlosen Frau nicht den leisesten Argwohn zu wecken. Sie athmete tief auf und spielte mit unruhigen, zuckenden Fingern an den Spitzen ihres Kleides.

„Sagen Sie, Frau Erdmann, ist die junge Frau immer so still und zurückhaltend, wie ich sie bis jetzt kenne?“ fragte die Gräfin dann im leichten Konversationston.

„Ach! Finden Frau Gräfin sie wirklich so?“ Die Frau war ehrlich erstaunt. „Ich weiß nicht, wenn die Herrschaften hier bei mir waren, ist Hannachen eigentlich immer recht lebhaft gewesen, so kindlich unbefangen, ich hab' so meine Freude an ihr gehabt! Alles hat sie wissen wollen, für alles hat sie sich interessirt, sie hat mir Bücher gebracht und Photographien von ihres Mannes Werken; sie ist ja mächtig stolz auf ihn, und das mit Recht! Sehr klug ist sie auch, sie hat ja ein großes, schweres Examen — als Oberlehrerin glaub' ich, früher gab es so etwas nicht, da konnten bloß die Männer Oberlehrer werden! — mit Glanz bestanden. Sie hat enorm viel gelernt und auch Stunden gegeben, und in Kunstgeschichte weiß sie sehr viel! Sie ist hier einmal mit Herrn Cotta so ins Gespräch gekommen über die Antiken und über Skulpturen überhaupt ... ich versichere Frau Gräfin, ich konnte nur immer Mund und Ohren aufsperren und zuhören! So jung sie ist ... sie steht ihren Mann! Und Herr Professor hat das auch gefunden, er hat sie gelobt und hat gesagt, sie verdiente auch darin ein Zeugniß Nummer eins!“

Die Gräfin hatte die Brauen hochgezogen, die Augen gesenkt — ihre feine Fußspitze klopfte taktmäßig auf den buntgeblümten Teppich. Hannas Lob aus dem Munde der ehrlichen, einfachen Frau that ihr weh, sie hätte so gern in Cottas Gattin das hübsche, unbedeutende Gänschen gesehen, das er aus voreiliger und übertriebener Gewissenhaftigkeit, die ihm sonst wahrlich fern genug lag, geheirathet hatte. Sie sollte keine kluge, anziehende Frau sein ... sie sollte genau so sein, wie sie ihr, der Gräfin, bisher erschienen war: indifferent und unbegabt, in keiner Hinsicht passend zur Lebensgefährtin des Mannes, dessen berühmten Namen sie trug!

„Mich wundert es nun gar nicht, daß Hanna so geworden ist!“ fuhr Alwine Erdmann eifrig fort — es lag ihr viel daran, diese vornehme Dame, die ihr nitch recht Glauben zu schenken schien, von der Begabung ihres Lieblings zu überzeugen. „Sie waren alle miteinander gut beanlagt, die Kinder! Hildegard war ein sehr kluges Mädchen, sie wollte gern ihr Lehrerinnenexamen machen, aber ihre Mama, die ja von Geburt eine hochadlige Dame war, erlaubte es ihr nicht; die beiden Söhne waren für ihre jungen Jahre sehr weit in den Wissenschaften, sie bekamen immer glänzende Zeugnisse auf dem Gymnasium und oft Prämien. Einer von ihnen, Herbert, der älteste, hatte viel Zeichentalent — Hannachen kann ja auch sehr hübsch zeichnen — sehen sich Frau Gräfin nur mal ihre Sachen an, sie hat mir mal ein paar Blätter zum Ansehen mitgebracht. Auch die kleine Frida war ein begabtes Kind — sie mußte zuweilen die Schule versäumen, dann hat Hildegard sie zu Hause unterrichtet. Sie war sehr liebevoll gegen ihre kleinen Geschwister, Hildegard, sicher wäre sie eine prächtige junge Mutter geworden! Wie hat sie sich mit Hanna herumgeschleppt — Herr Cotta hat einmal ganz schnell mit Bleistift ein Bildchen von den beiden gemacht, bloß so flüchtig hingeworfen, aber doch sehr ähnlich, das hab' ich noch!“

„Darf ich es sehen“ Die Gräfin fragte es ohne besondere Hast oder Erregung, nur voller Antheilnahme.

„Gern!“ Bereitwillig erhob sich die Frau und ging zu der geschweiften Kommode am Fenster, deren untersten Schub sie aufzog. Behutsam, mit fast liebevoll zu nennenden Bewegungen nahm sie das flache, in starkes weißes Papier gewickelte Packet heraus, wand langsam das rothe Seidenband darum los und breitete den Inhalt des Packets auf den Tisch vor der Gräfin aus.

Zuerst die Photographien. Ein Bild des Ehepaars — die Frau stolz und vornehm, in einer Toilette, die vor mehr als zwanzig Jahren für elegant und modern gegolten hatte; die Gräfin entsann sich dieses Kleiderschnittes, dieser Art der Spitzengarnirung noch deutlich genug. Das feine Gesicht der Dame lächelte freundlich, zugleich aber ein wenig hochmüthig und überlegen, man glaubte ihr den Abkömmling eines alten, feudalen Adelsgeschlechtes auf den ersten Blick. Der Mann neben ihr war ein stattlicher, intelligent aussehender Herr, ungezwungen in der Haltung, lebhaft im Blick, besonders sympathisch im Ausdruck. Die beiden Knaben, die das nächste Bild zeigte, Arm in Arm, in der steifen zurechtgemachten Positur, wie sie halbwüchsigen Jungen eigen ist, glichen dem Vater auffallend — jetzt ein lachendes, krausköpfiges kleines Mädchen .. und nun ...

„Das ist sie — meine Hildegard! Hier allein ... und dies ist die kleine Skizze, von der ich eben sprach. Herr Professor hat sicher keine Ahnung davon, daß ich die besitze — daß sie überhaupt noch existirt. Er weiß wahrscheinlich gar nicht mehr, daß er sie jemals gemacht hat!“

„Schon möglich!“

Es klang zerstreut — obenhin! Der brennende Blick der Gräfin haftete auf dem vergilbten Blättchen mit einer Art von Gier. Das also — das also war sie — seine erste Liebe — seine Jünglingsleidenschaft! Dies schlanke junge Geschöpf, das da stand mit glücklich lachendem Gesicht, in beiden Armen das Kindchen hoch emporhaltend! Es lachte gleichfalls, das ahnungslose kleine Wesen. Flüchtig hingestrichelt, wie die Gruppe war, zerknittert, wie das Papier sich zeigte ... ein reizender Anblick war dies Geschwisterpaar dennoch!

„Das wurde gemacht, kurze Zeit bevor ich nach München zu meiner kranken Schwester fahren mußte!“ Alwine Erdmann trocknete sich die feuchten Augen. „Gott, Gott — wer hätte denken sollen, daß über kaum zwei Monate sie alle, alle in der kalten Erde schlafen würden, und nur dies lachende Kindchen hier sollte durch einen Zufall leben bleiben! Ich sehe all dies“ — sie deutete mit der Hand auf den über den Tisch hingestreuten Inhalt des flachen Packets — „nur selten an — ich kann es eben nicht! Es greift mich jedesmal so an, daß ich weinen muß, so viele Jahre auch nun schon darüber vergangen sind! Nein, nein ... Frau Gräfin dürfen sich keinen Vorwurf machen, mich um die Biler gebeten zu haben — so war es nicht gemeint! Ich hab' es ja versprochen gehabt, und, so wehmüthig mir's auch ist ... ich thu' es doch wieder gern, denn, nächst den kurzen Jahren meiner Ehe, war es doch die schönste und glücklichste Zeit meines ganzen Lebens, die ich bei meinen lieben Herrschaften verbracht habe, und die Kinder hab' ich wahr und wahrhaftig geliebt, wie meine eigenen!“

Die Gräfin hielt immer noch die Zeichnung in der Hand und blickte anscheinend unverwandt darauf nieder. Aber unter den gesenkten Lidern irrte der Blick seitwärts ab auf das zusammengefaltete Zeitungsblatt, das neben den Photographien lag. Sie konnte, bei ihrer Kurzsichtigkeit, nur einzelne Worte erkennen — „ungeheures Aufsehen — alle Kreise der Bevölkerung in Mitleidenschaft gezogen — bisher hochgeachtete Beamtenfamilie — lebensvolle, begabte Kinder — volles Einverständniß — unausbleibliche Schande des Gatten und Vaters —“

Mehr ließ sich von der nach oben gewendeten Seite des vierfach gefalteten Blattes nicht entziffern.

Mit einem Seufzer ließ die Gräfin endlich die kleine Stizze aus der Hand gleiten.

„Ich danke Ihnen von Herzen für das Opfer, das Sie mir gebracht haben, aber Sie dürfen versichert sein, daß, nächst Ihnen, wohl niemand auf der Welt an dieser Tragödie mehr Antheil nimmt als ich!“

Das will ich Ihnen glauben, Frau Gräfin! Die älteste, beste Freundin vom Herrn Professor, der er selbst alles mitgetheilt hat — da versteht sich die Theilnahme von selbst!“

„Nicht wahr? Aber, bitte, sagen Sie Herrn Cotta nichts davon, daß ich bei Ihnen war, daß Sie mir diese Bilder und Andenken zeigten — er liebt es nicht, daran erinnert zu werden — seit Jahren habe ich es nicht wagen dürfen, mit ihm über diese traurigen Dinge zu reden ...“

„Da können Frau Gräfin schon ganz ruhig sein! Wie werd' ich denn jetzt, wo er endlich glücklich geworden ist und hat die Vergangenheit soweit vergessen ... wie werd' ich denn jetzt ihm damit kommen und all die schrecklichen Eindrücke wieder aufwühlen? Er ist ja ein so prächtiger Herr — ich will bloß immer wieder hoffen und wünschen, er lernt seine junge Frau, die doch keinen anderen Gedanken hat, als ihn, auch noch immer mehr lieben ... wie soll ich sagen ... er hat sie natürlich lieb, sonst hätte er sie nicht gefreit ... aber so sollt' es sein — so wie er die Hildegard geliebt hat! Das mein' ich!“

„Sie denken auch, seine Liebe zu Hanna ist nicht die rechte?“

„O, nicht doch, Frau Gräfin! Wie dürfte ich mir das erlauben! Ich will nur sagen: ich hab' ihn doch gekannt und hab' es mit angesehen, wie er früher war und wie die Leidenschaft ihn gefaßt gehabt hat! Ist er verliebt gewesen in die Hildegard! Hat er sich angestellt mit ihr! Nun freilich, es sind fast zwanzig Jahre seitdem vergangen, er hat viel erlebt, er ist ein großer Künstler, er wird so manches schöne Mädchen seitdem geküßt und geherzt haben! Aber gar so alt ist er doch noch nicht, und ich denke eben, weil er ein großer Künstler ist, hat er sich ein heißes Herz bewahrt, denn gerade die Kunst soll doch die Menschen jung erhalten! Er ist ja rührend gut zu Hanna und verwöhnt sie und schmückt sie, wie eine Prinzessin — aber das allein thut es nicht, das fühl' ich schon heraus ... um wieviel mehr wird sie es thun!“

Die gesenkten Augenlider der Zuhörerin zitterten, um ihre Lippen zuckte es. Aber der blitzartige Triumphblick und das Lächeln gesättigter Schadenfreude war glücklich unterdrückt.

Die alte Frau hatte während ihrer eifrigen Rede die Photographien, das Zeitungsblatt, die kleine Skizze sowie ihre Briefe wieder methodisch zusammengelegt, den Umschlag darum gethan und das Ganze bedächtig mit dem rothen Seidenband umwunden. Aufblickend gewahrte sie jetzt, daß die Gräfin am Tisch saß, den Kopf auf die linke Hand gestützt, während sie mit der rechten wiederholt ihr feines, duftendes Spitzentuchelchen gegen Stirn und Augen preßte.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Schmerzen eines Landes.

Der Ausländer, der als Tourist unser norwegisches Land besucht, sei es im Winter, wo Schnee und Eis im matten Schein der nördlichen Sonne den Bergen und Wäldchen ihren Zauber verleihen, sei es im Sommer im Schmuckkleide der sammtenen Tannen und hellen Birken, der blumigen Wiesen, der schäumenden Flüsse, der mächtigen Wasserfälle, in der Pracht der Mitternachtsonne, der Millionen weißer Seevögel — er wird sagen: Wie schön ist dies Land! Wie müßt Ihr es lieben! Und durchkreuzt unser Land ein Mann praktischen Sinnes, wird er sagen: Wie reich ist Euer Land! Und Ihr nennt es immer „unser armes Norwegen“.

Aber sie wissen beide nichts von Norwegen; dem „Land, das man liebt, in dem man aber nicht leben kann“.

Gewiß, wir lieben es. Nicht um die Pracht und den Glanz seiner Natur, nein, weil wir das Leben und Schicksal derer kennen, die zwischen den grauen Felsen der Küste wohnen, in den engen Thälern am Fuße der steilen Berge, die ihr tägliches Brod im Kampfe mit den Elementen erwerben, den Tod vor Augen, und denen nach unendlicher Mühe und Arbeit nichts bleibt, als das Bündel zu schnüren und qualvollen Herzens eine fremde, große Welt zu suchen, wo sie Geld gewinnen, aber keine Freude, wo sie in jedem Frühling sich nach der kleinen Hütte im hohen, reinen Norden sehnen wie das Kind nach der Mutter.

Und was hilft es uns, daß die Berge voller Metalle sind, daß unsere Wasserfälle unermeßliche Kräfte haben? Wer holt sie heraus, wer setzt sie um? Sollen wir alles dem Ausländer geben, damit wir eine Kolonie einer der großen Mächte werden? Sollen wir auf den Norweger warten, der in Amerika durch Generationen sein Blut mit Geld vertauscht hat? Wer löst die Kräfte aus und hält uns Norwegen echt und rein? Also lassen wir dem Ausländer die Hoffnung auf Reichthum, lassen wir ihm die Liebe zu der Schönheit unserer Natur. Wir lieben unser Land in seiner Armuth — weil wir es lieben. Wir lieben den Norweger, der seinen Vater ertrinken sieht und dennoch Fischer bleibt, der sein Haus wieder aufbaut, das vom Bergsturz mitgerissen wurde.

Was sagt der Ausländer, der den Loensee gesehen hat? „Wunderschön! — Quite lite Lago di Como!“ Aber kennt er den gefährlichen Bringsgletscher? Hat er den „Raben“ gesehen, den 6350 Fuß hohen Berg mit dem drohend herausspringenden Felsen, weiß er vom Schneesturzen im Winter? Kennt er den jähen, gewaltigen Sturm, der dem Arzt seinen Besuch fast unmöglich macht? Fünf Leute ruderten ihn im Sturm hinüber. Es war zur Weihnachtszeit. Drei Wochen später waren sie alle todt. Wer kennt das alles und traut sich noch dort zu wohnen, wo Steinsturz und Lawine so oft Leben und Habe bedrohen?

Vor einigen Jahren ging im Lothale ein Bergsturz nieder. Drei junge Leute, die ihre Wiesen mähten, wurden getödtet, ein Mann zum Krüppel geschlagen. Und keinen Schutz gibt es vor diesen unberechenbaren Mächten. Wir wissen, daß die Bewohner vor einer drohenden Lawine jeden Abend aus ihren Häusern flüchteten, und daß dann die Lawine gerade an der Stelle niederstürzte, wo sie Schutz gesucht hatten. Im Jahre 1868 kamen durch Lawinen mehr als 150 Menschen um. In Gudbrandsdalen vernichtete ein einziger Schneesturz in einer Breite von 2000 Fuß viele Menschenleben.

Man wird sich des Erdbebens erinnern, das am 23. Oktober des vorigen Jahres über Skandinavien hinging. Dies mag in Verbindung mit dem großen Unglück am Loensee stehen, wo vor wenigen Wochen sechzig Menschen getödtet wurden und elf Gehöfte vernichtet mit allem, was dazu gehörte.

Als das Unglück geschah, weilte ich in Deutschland. Nun ich, Wochen danach, heimkehrte, sprach man noch immre davon: so tief hatte diese aus der Natur Norwegens geborene Katastrophe auf seine Menschen gewirkt.

Wie sieht es heute an der Unglücksstätte aus? Was erzählen die Ueberlebenden?

Der See ist vom „Raben“ bis zum gegenüberliegenden Ufer 300 bis 400 Meter breit und soll sehr tief sein. Am Fuße des „Raben“ lagen ungeheure Steinmassen. Die nördliche Seite des Berges hatte immer gefahrdrohend ausgesehen, und man fürchtete lange von dort einen Sturz. Und doch sollte das Unglück von der östlichen Wand kommen, die steil und fest in die Höhe ragt. Es war am Abend zwischen 11 und 12 Uhr, als ein gewaltiger Krach die schlafenden Bewohner zu dem unheilvollen Anblick erweckte: Wasserfluthen bis zu einer Höhe von 50 Meter krachen herein und vernichteten in weniger als einer Minute den ganzen, idyllisch gelegenen kleinen Ort. Niemand ahnte, was vorging, da in der Nähe kein Fluß war, von dem eine Ueberschwemmung erwartet werden konnte. Der „Raben“ war es, der seine Felsenmassen in den See geschleudert hatte, die schräg hinanlehnenden Steinmassen am Ufer unter sich in die Tiefe gedrückt und so eine Riesenwoge erhoben, die sich an der hervorspringenden Spitze des gegenüberliegenden Ufers getheilt hatte, eine Welle nach links gesandt, die eine angebaute Strecke von 700 Meter Länge und 40 Meter Breite mit den darauf liegenden Häusern mit sich fortspülte, und eine andere Welle nach rechts, die 500 Meter in die Bucht hinaufstürzte und alles zermalmte, noch 200 Meter ins Land hineintobte und im Zurücksinken alles auffaugte, was noch da war an Häusern, Menschen und Thieren. Der vom Bergsturze und Sturm aufgerührte See war von Bauholz, Hausgeräth, Stroh und Heu erfüllt; dem Arzt, der durch das Telephon gerufen wurde, begegneten ein ganzes schwimmendes Haus, Scheunen, Kisten und Thiere. Nur zwei Häuser standen noch. Sie waren von Leichnamen und von verstümmelten, stöhnenden Menschen überfüllt, die herumlagen, wo es nur einen Platz zum liegen gab. Aus den Trümmerhaufen ertönten Hilferufe der unter Balken und Steinen begrabenen Menschen und Gebrüll der vielen Thiere, denen man in der Finsterniß und im Sturm wenig zu Hilfe kommen konnte. Nach stundenlanger Arbeit wurden einige herausgegraben, lebend, aber so zugerichtet, daß sie kurz darauf arben.

„Hier,“ erzählte ein kleiner Junge, der gerettet wurde, „holten sie Vater und Mutter heraus. Ich habe noch ein paar Worte mit ihnen gesprochen, als sie drinlagen.“

Die übrigen Ueberlebenden sind wie durch ein Wunder gerettet worden. Nackt fand man sie in der fürchterlichen Kälte weit von ihren Wohnungen durch die Fluthen hingeschleudert. Nur junge Leute sind am Leben geblieben. Umsonst ist die Mühe gewesen, die Verunglückten alle aufzufinden. Sie werden mit Stein und Erde in der Tiefe des Sees begraben liegen. Auch die Versuche der Taucher sind vergeblich gewesen. Und doch war der Zug der Särge, die sich zum Friedhof bewegte, ein traurig großer. Die Leichname der Thiere werden in großen Haufen verbrannt.

„Daß Du es wagst, herzukommen!“ sagte ein junges Mädchen, die einzige Ueberlebende von einer großen Familie, zu einer Dame, die zur Hilfe hingereist war. Noch immer lösten sich Steine vom „Raben“ und rollten donnernd in den See. Ungefähr in 500 Meter Höhe hatten sich die Blöcke herausgelöst und eine Höhlung von 50 Quadratmetern hinterlassen. Der steinerne Abhang am Ufer ist verschwunden. Die Kraft der Welle war ungeheuer. Ungefähr 40 Meter hoch über der Seefläche auf einer mit Bäumen gewachsenen Ebene lag ein flacher Stein, zwei Quadratmeter groß, tief in die gefrorene Erde eingebohrt. Dahinauf war die Welle gelangt, hatte ihn losgerissen und über zehn Meter weit geschleudert, als wäre es ein leichter Kiesel. Große Bäume lagen umgerissen, einen großen Klumpen eisiger Erde an der Wurzel. Der am Ufer für den Winter hinaufgebrachte Dampfer war zerschmettert, das Schleppboot verschwunden. Die Boote der Bewohner, 70 bis 80 an der Zahl, sind alle vernichtet.

Ihrer ganzen Habe beraubt stehen die armen Bewohner da. Hilfe muß ihnen von außerhalb gebracht werden, damit sie ihre Häuser aufbauen können. Wohl werden sie einen Bauplatz tiefer ins Thal hinein suchen, aber sie bleiben: bleiben in der Heimath mit ihrem Schnee und ihren Bergstürzen, mit dem aufgerührten See und den schrecklichen Erinnerungen...

Thra Bentson.

Russische Depeschen bereiten die Welt auf eine Ueberraschung vor, die in 14 Tagen eintreten werde. Man kann sich der Befürchtung nicht entschlagen, daß sie selber die Ueberraschten sein werden.